Sven Regener: „Frankie und Freddie“

Singen, Tanzen, Autobahnen bauen

Von Wolfgang Schneider

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 27.10.2026

Sven Regeners Lehmann-Kosmos ist noch nicht auserzählt. In der neuesten Folge erlebt der Kreuzberg-Roman eine Wiederauferstehung als (Vor)Weihnachtsgeschichte.

Mit Frank Lehmann hat Sven Regener der deutschen Gegenwartsliteratur etwas gegeben, woran es ihr mangelt: einen Charakterkopf. Und ein Räsoniertalent, das sich gern in Rage redet. Wie manche Philosophen ist Lehmann davon überzeugt, dass viele Probleme dieser Welt vom falschen Gebrauch der Sprache herrühren. Er nimmt die Menschen beim Wort, was oft zu Komplikationen führt. Etwa, wenn Franks Bruder Freddie verspätet vom Tod John Lennons erfährt und die Fassung zu verlieren droht:

„‚Ich finde das auch schade mit John Lennon‘, sagte Chrissie und streichelte weiter Freddies Arm, ‚aber da kann man eben nichts machen!‘ ‚Schade‘, konnte Frank es nicht lassen, sich weiter bei ihr unbeliebt zu machen. ‚Was heißt denn schade? Schade ist es, wenn ein Auto nicht anspringt und man Freddie mit der Kastenente abholen muss, das ist schade, aber wenn einer erschossen wird und dann noch in New York, da ist ja wohl schade nicht ganz das richtige Wort.‘“

Sven Regener

Frankie und Freddie

Galiani Berlin

288 Seiten

24 Euro

Für solche Interventionen muss man ihn lieben, den Frank Lehmann. Er selbst liebt übrigens Chrissie, die er hier sprachkritisch angeht. Diese begleitende und sehr dezent geschilderte Liebesgeschichte mündet am Ende von „Frankie und Freddie“ noch in einer Beinahe-Kussszene, aber eben nur beinahe, weil Chrissie stark erkältet ist. Die Erkältung wiederum ermöglicht dem Roman einen grandiosen Lehmann-Auftritt, bei dem Frank mit einer störrischen Apothekerin ausgiebig über Nutzen und Schaden von Grippemedikamenten mit Speed-Beigabe streitet.

Kreuz und quer durch West-Berlin

Der eigentliche Plot ist eher dünn geraten. Frankie holt den fünf Jahre älteren Freddie, der eigentlich Manfred heißt, von einem Probandenhotel am Kudamm ab. Dort war der Bruder längere Zeit einquartiert, um an einem Medikamentenversuch teilzunehmen. Seine labile Psyche hat dabei Schaden genommen, aber er braucht Geld für den anstehenden Umzug nach New York, wo er ein Künstlerstipendium ergattert hat. Wegen Freddies Angstattacken

wären U-Bahn oder Taxi keine gute Idee. Stattdessen soll ihn Frank zurück nach Kreuzberg chauffieren, aber der alte Opel Kadett springt mitten im Berliner Winter nicht an, woraus sich eine lange komödiantische Verhängniskette ergibt.

Ohne die menschliche Nähe der U-Bahn kommt man dabei nicht weiter. Frank fasst die Lage in einen provokanten Spruch:

„Also, was ist nun, Freddie? Bist du bereit für New York? Dann bist du auch bereit für die U1 zum Wittenbergplatz."

Und dann geht auch noch Freddies Tasche mit seinem Reisepass und dem Flugticket nach New York verloren. „Auf der Suche nach der verlorenen Tasche" – ein bisschen jugendbuchhaft inszeniert „Frankie und Freddie" eine Schnitzeljagd kreuz und quer durch die Mauerstadt.

Bohemians und Autobahnbauer

Dadurch wird der Roman zur Zeitreise ins alte West-Berlin mit seinen Geisterbahnhöfen und Lebenslügen. Die Luft ist im Winter stickig und schweflig von den Kohleöfen in West und Ost, mit der Wirtschaft geht es immer weiter bergab, ganze Kieze verfallen. Stattdessen werden auf dem begrenzten Raum wie besessen Autobahnen gebaut, lästert der schlecht gelaunte Freddie. Auch die Kreuzberger Lebenskünstler bekommen ihr Fett weg:

„Die bilden sich Werweißwas ein, aber eigentlich sind sie bloß herzlose Arschlöcher, weil sie (…) sich den ganzen Scheiß schöntrinken und Bohème spielen. Für die ist der ganze Mauer- und Ruinenscheiß nur Spielwiese und Kulisse ihrer ganzen Kunst- und Alternativkacke und wie mitleidlos ist das eigentlich? Da geht alles den Bach runter, und die einen singen und tanzen dazu, und die anderen bauen Autobahnen!"

Zwei Welten, die sich nach Kräften ignorieren. Immerhin bemüht sich der Roman, neben der zugezogenen Bohème in Nebenrollen auch ein paar waschechte Berliner auftreten zu lassen, die herzhaft ihrer Mundart frönen, was der Bremer Sven Regener in eigenwilligen Schreibweisen vermittelt. Mitunter lässt er auch seinen Frank Lehmann über die schroffe Wesensart der ansässigen Bevölkerung grübeln:

„„Erst mal guten Tag!', sagte der Mann, was, wie Frank fand, mal wieder typisch war für die Leute in dieser Stadt: Wenn man sie grüßt, grüßen sie nicht zurück, aber wenn man sie nicht grüßt, dann kommen sie mit einer Höflichkeitsbehauptung, die in dieser Stadt jeder Grundlage entbehrt."

„Frankie und Freddie" hat wie die bisherigen Lehmann-Romane etwas von einem Kreuzberger Komödienstadl. SO 36 als alternatives Biedermeier zwischen Kunst, Klamauk und Kneipenseligkeit. Bereinigt sind die Kreuzberger Quasseleien vom Element des linksideologischen Politisierens. Die „Politfreaks", wie sie in Regeners Roman „Wiener Straße" genannt werden, bleiben außen vor.

Bisweilen bissig

Auch wenn manchmal der Laber-Flash droht – Regener kann pointierte Dialoge schreiben. Und die Gespräche der Brüder haben einen doppelten Boden: Hinter vordergründigen

Nichtigkeiten rumort Unerledigtes aus Kindheit und Jugend. Dann wird es schon mal bissig, und Frank gibt zu bedenken:

„Wir sollten uns vertragen, morgen ist Weihnachten!“

Selbst in der Kreuzberger Szene stellen sich nun dringliche Fragen: Schnell noch einen Tannenbaum kaufen? Oder doch lieber spätentschlossen zu den Eltern nach Westdeutschland fahren? Und dann der Schnee in den Berliner Straßen und die Saxophonspieler auf dem Weihnachtsmarkt, die mit ihren jazzigen Versionen die alten Weisen auffrischen – viele Gründe, ein bisschen sentimental zu werden, erst recht, wenn der Roman dann auch noch mit einem Bibelzitat endet, das wie für die Bohème geschrieben scheint:

„Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der liebe Gott ernährt sie doch.“

Kurz: Sven Regener lässt den Kreuzberg-Roman als verkappte Weihnachtsgeschichte wiederauferstehen. Das hat Charme und versöhnt mit einigen Längen und Schwächen.